

ALEXANDRA STAHL

Frauen,  
die beim  
Lachen sterben

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024 Jung und Jung, Salzburg

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,  
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlagabbildung: Lovers Eyes 1840, Metropolitan Museum of Art

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-292-3



JUNG  
UND  
JUNG

Im modernen Leben herrscht »immer der Verdacht  
(...) dass das eigene Leben eine Lüge oder ein Fehler ist; dass etwas Entscheidendes übersehen wurde, verpasst, vernachlässigt, nicht ausprobiert oder erforscht; dass eine wesentliche Verpflichtung dem eigenen authentischen Ich gegenüber nicht eingehalten wurde oder dass Gelegenheiten zu einem unbekanntem Glück, das ganz anders ist als alles Glück, das wir bisher erlebt haben, nicht rechtzeitig aufgegriffen wurden und für immer verloren sein werden, wenn wir sie weiterhin ignorieren.«  
*Zygmunt Bauman*

Erzählen heißt immer lügen,  
und wer am besten lügt, erzählt am besten.  
*Domenico Starnone*

Die Katzen hatten alle Durchfall. Und eine hinkte. Es waren fünf Stück, rot-weiß getigert, alle noch klein. Ich konnte sie nicht auseinanderhalten, nur die mit dem verletzten Hinterbein stach heraus. Ich roch diese kleinen Katzen immer schon, bevor ich sie sah. Sie hatten verklebte Schwänze vom Durchfall, den sie in hellbraunen Schlieren über den Terrassenboden verteilten und auf die Decken und Kissen der Sitzmöbel vor den Ferienwohnungen schmierten. Aber hätte ich nicht gleich am ersten Abend die Hinkende dabei beobachtet, wie sie ihr Hinterteil über den Boden vor meinem Appartement schleifte, ich hätte die Flecken nicht gesehen.

Eigentlich hatte ich nur eine Woche bleiben wollen, eine Woche, um herauszufinden, wie ich weitermachen würde. Dann waren aus dieser Woche fast drei Monate geworden, erst zu Silvester buchte ich einen neuen Flug. Mir schien es plötzlich kein gutes Zeichen zu sein, mit diesen Katzen das nächste Jahr zu beginnen, mit diesen unglückseligen Geschöpfen, die ja doch keiner haben wollte. Es waren einfach zu viele.

Ich war vor dieser Reise nie in Griechenland gewesen, ich hatte mich für Griechenland entschieden, weil ich an einen Ort fahren wollte, mit dem mich nichts verband, keine Erinnerung, keine Sehnsucht.

Außerdem hatte mir Ela die Unterkunft empfohlen. Wobei *empfohlen* nach einem Tipp klingt, richtiger wäre es zu sagen, dass Ela mir die Unterkunft *befohlen* hatte. Schau, da fährst du jetzt hin!, hatte sie erklärt und jedes Wort betont, wie gegenüber einem Kind, das nicht begreifen wollte. Und in gewisser Weise war ich das ja, wie ich da in Elas Wohnzimmer saß und nicht kapierte, was ich kurz zuvor gesehen hatte.

Ich antwortete nicht auf Elas Befehl, sah mir auch die Fotos von der Unterkunft nicht an, die sie mir zeigen wollte, vielleicht aber nickte ich. Ganz sicher gab ich ihr an diesem Abend mein Telefon und meine Kreditkarte, damit sie für mich buchte. Ich hatte keinen Nerv, mich durch das Internet zu klicken, keinen Nerv für diese hirnrissigen Tests, bei denen man beweisen sollte, dass man kein Roboter war, indem man alle Ampeln, Vögel oder Traktoren anklickte, die auf einem bestimmten Bild zu sehen waren. Es waren für diese eine Oktoberwoche noch alle Ferienwohnungen frei, ich wollte die kleinste, die ruhigste. Auch der Flug am nächsten Morgen war nicht ausgebucht, obwohl gerade die Herbstferien begonnen hatten. Ich schlief in dieser Nacht auf Elas Couch nicht, in meinem Kopf war es zu laut. Irgendwann wurde mir schlecht, sehr schlecht.

Ela kam in dieser Nacht nicht zu mir. Ela blieb in ihrem Schlafzimmer, worum ich sie eindringlich gebeten hatte, und ich glaube, dass auch sie nicht schlief. Der Flug ging so früh, dass ich hoffte, mich einfach aus ihrer Wohnung in Rixdorf schleichen zu können, aber als ich gerade im Flur kniete und in meiner Tasche wühlte, strich sie mir übers Haar. Ich

hielt inne. Diese Geste passte zu Ela, die immer sanft gewesen war und sensibel. Sie passte aber auch nicht zu Ela, die über die Jahre pragmatisch geworden war und ein bisschen verklemmt. Wir sprachen beide nicht, bis ich den Reißverschluss meiner Tasche zugezogen hatte. In der Wohnungstür drehte ich mich um. Aus Elas Schlafzimmer drang warmes Licht. Ich dachte, vielleicht hat sie die ganze Nacht gelesen, hat mich kotzen gehört und hat umgeblättert, Seite für Seite.

Ela hielt mir nochmal ihr Telefon hin, darauf ein bärtiger, lachender Mann. Sie sagte: Schau, das ist der Besitzer, den fragst du als Erstes nach einem schönen, starken Mokka, der macht ganz tollen Mokka! Sie sagte das in diesem optimistischen Ton, den sie sich angewöhnt hatte, dabei kannte sie die Unterkunft gar nicht. Sie hatte sie nur bei Instagram entdeckt, auf einem Account, über den sie früher die Augen verdreht hätte. Mittlerweile setzte Ela auf gewaltfreie Kommunikation und einen Mann, der Sätze sagte wie: Ich find's total schön, dass das gerade passiert! Aktuell behauptete er das von Elas Schwangerschaft, ansonsten vom Abendessen.

Aber in diesem Moment dachte ich nicht an Elas Freund. Ich war ihr einfach nur dankbar, und das sagte ich ihr auch.

Der Taxifahrer hörte einen Klassiksender und trug keine Maske. Hinter seine Kopfstütze und die des Beifahrersitzes hatte er ein trauriges Stück Plastik gespannt, das den vorderen Teil des Wagens vom Fond trennte. Ich musste an einen Duschvorhang

denken, und bis wir in Schönefeld ankamen, war ich sicher, dass es sich um einen handelte. Ich konnte mir sogar vorstellen, wie der Taxifahrer ihn zerschnitten und unter seinen Kollegen aufgeteilt hatte. Vermutlich glaubten nicht wenige von ihnen, Impfungen seien etwas für Schwächlinge. Ich gab dem Mann Trinkgeld, sah ihm aber nicht in die Augen, vielleicht wäre es umgekehrt besser gewesen. Es war Herbst 2021, meine erste Reise seit zwei Jahren, und es war auch das erste Mal, dass ich vom neuen Hauptstadtflughafen abflog. Nach all den Jahren und Skandalen um die immer wieder verschobene Eröffnung hatte ich nicht mal mitgekriegt, dass er inzwischen in Betrieb war.

Der Flug war schlimm.

Von ein paar Wochenenden bei meiner Schwester in Hamburg abgesehen, hatte ich die Monate seit Beginn der Pandemie ausschließlich in Berlin verbracht. Wo kamen all diese Menschen her und wann hatten sie sich das letzte Mal gewaschen? Früher war ich gerne geflogen, nie hatten mir Morgenflüge etwas ausgemacht, selbst zwischen Mundgeruch und fettigen Haaren freute ich mich auf Italien. Mehrmals im Jahr war ich nach Rom geflogen, und jeden Sommer hatte ich zwei Wochen in unserem Partnerhaus auf Sizilien verbracht. Ich arbeitete für die Verwaltung einer internationalen Künstlerresidenz, deren Direktorium in New York saß. Die Organisation hatte in den USA drei Häuser, in denen ich nie war, und zwei in Europa – eine Villa in Brandenburg zwischen Potsdam und Werder, und einen ehemaligen Bauernhof in der Nähe von Palermo.

Ich war für die Betreuung der Künstler zuständig, die nach Deutschland kamen. Über die Bewerbungen entschied eine jährlich wechselnde Jury, die Stipendiaten waren Schriftsteller, Musiker, Fotografen, Illustratoren und bildende Künstler. Sie kamen selten aus Deutschland. In ihren Heimatländern waren sie manchmal schon etabliert, darüber hinaus fast immer unbekannt. Meistens blieb es so. Auf Sizilien dagegen landeten die Erfolgreichen, Namen, die man überall kannte. Wer dorthin durfte, entschied ein Gremium in New York. Manche behaupteten Jack Nicholson sitze in dieser Jury, jemand anderes erzählte von einem Holocaustüberlebenden. Man konnte sich für Italien nicht bewerben, für Italien wurde man ausgewählt. Es waren nur Schriftsteller. In einem Sommer luden sie Karl Ove Knausgård ein. Danach veröffentlichte er im *New Yorker* einen Essay darüber, dass er im Süden besser denken könne. Etwas mit dem Lichteinfall auf abblätterndem sizilianischem Putz. Christian Kracht sagte trotzdem ab.

Mit dem Beginn der Pandemie verwaiste unser Haus an der Havel. Die Künstler konnten nicht mehr anreisen, und ich begann mein Leben zu überdenken. Den Rest davon vielleicht doch mit anderen Dingen zu verbringen als Honorarverträgen, Stehempfangen, Get-together-Events, Wochenmenüs, Schlüsselübergaben und Putzplänen. Nicht zu vergessen all die Notizbücher und Kaschmirpullover, die ich ihren Besitzern quer durch die Welt hinterherschickte.

Niemand überredete mich, zu bleiben.

Meine Kollegen reagierten, als würde dann eben

jemand anderes fortführen, was ich siebzehn Jahre lang gemacht hatte. Und so war es ja auch.

Ich zweifelte nicht an meinem Entschluss.

Drei Tage vor meinem vierzigsten Geburtstag, einem grauen Tag im März, holte ich meine Sachen aus dem Büro. Einen alten Laptop, das Heft, in dem ich die Nahrungsmittelunverträglichkeiten der Stipendiaten notiert hatte, einen Stiftebecher aus rosa Pappmaché, den mir ein mexikanischer Musiker geschenkt hatte. Und das Manuskript einer deutsch-belgischen Autorin, die während ihres Aufenthalts einen Nervenzusammenbruch gehabt hatte. Wir hatten ihr alle Sachen aus der Wohnung nachgeschickt, das Manuskript hatte im Kühlschrank gelegen. Und ich hatte es eingesteckt.

Es war nur ein Fragment, kein richtiges Manuskript.

Wochenlang hatte ich mir vorgenommen, es der Frau zukommen zu lassen, aber sie fragte nicht danach, meldete sich nie wieder. Ich googelte sie täglich. Auch bei ihren Verlagen erkundigte ich mich, aber keiner konnte mir etwas sagen, der belgische Lektor nicht, der deutsche nicht.

Als hätte sich die Frau in Luft aufgelöst.

Erst nach meinem letzten Arbeitstag wurde mir klar, wie überreizt ich war. In der S-Bahn, auf dem Weg zurück ins Berliner Zentrum, begriff ich, wie satt ich war von all den wechselnden Gesichtern, Biografien, Projekten, Neurosen. Ich lehnte meinen Kopf gegen die Scheibe, schloss die Augen und stellte mir vor, wie es wäre, wochenlang nichts zu tun, vielleicht nicht mal mehr Tampons zu kaufen. Daran dachte

ich, keine Tampons mehr kaufen, aber natürlich kaufte ich weiter Tampons. Und als Ela fragte, ob ich nicht vorübergehend bei ihr einsteigen wolle, weil sie seit dem Lockdown mit der Arbeit nicht mehr fertig wurde, sagte ich ebenfalls zu. Sie betrieb einen kleinen Bioladen in Rixdorf, und ich hatte plötzlich Lust auf körperliche Arbeit. Auf eine, bei der ich nicht permanent etwas bedenken musste. Ich hatte keine Angst vor dem Virus. Oder: Ich fürchtete es nicht mehr, als alleine zuhause zu sitzen.

Ehe ich mich's versah, verging das Frühjahr der Apokalypse, und ein trügerischer Sommer begann, in dem ich keine Lust hatte zu verreisen, schon gar nicht nach Italien. Ich fürchtete, dass dort alles anders wäre, als hätte das Virus Italien in ein dunkleres Land verwandelt. Ein anstrengender Winter folgte, und wieder begann ein seltsames Frühjahr und schließlich ein Sommer, in dem man hoffte, alles wäre endlich vorüber. Nun war Herbst, und ich saß in diesem Flugzeug nach Griechenland, und keiner wusste, ob es endlich vorüber war, aber die meisten waren geimpft und fühlten sich sicher. Auch ich. Es war nicht die Angst vor einer Ansteckung, die mich in diesem Flieger umtrieb, es waren die Menschen. Ihr Geruch, ihr Gerede, ihr Leben. Diese Nähe.

Ich saß zwischen einer Mutter und ihren pubertierenden Kindern und einem älteren Ehepaar. Ich am Gang, rechts, direkt neben mir, das Paar, links die Familie. Die Mutter hatte die Kapuze ihres Pullovers über den Kopf gezogen und bewarf ihre gähnenden Kinder mit Hanuta, dann bestellte sie Porridge bei der Bordcrew – zwei Männer, die unerträglich gute

Laune hatten. Dass mittlerweile sogar in Flugzeugen Haferschleim angeboten wurde, war etwas, das ich noch nicht mitgekriegt hatte.

Bei uns hatte einmal ein Haferbauer aus Edinburgh an einem Manuskript über zwei verfeindete Familien im schottischen Porridge-Business gearbeitet, aus dem später ein Bestseller wurde. Wochenlang hatte er sich in seinem Zimmer verschanzt, nie sah man ihn. Außer an der Begrüßungsrunde nahm er an keiner Veranstaltung teil, nicht einmal zum täglichen gemeinsamen Abendessen erschien er. Normalerweise war das Pflicht, aber ich wies ihn nicht zurecht. Er hatte mit seinem blonden Schnurrbart ausgesehen, als stammte er aus dem 19. Jahrhundert, und er meinte es ernst mit dem Schreiben. Er sprach verständliches Englisch, sodass ich anfangs bezweifelte, dass er wirklich Bauer und Schotte war. Nach drei Monaten, nach Ablauf der Residenzzeit, kam er in mein Büro und bat mich, mit ihm auszugehen, er sei jetzt fertig mit dem Buch und wolle sich betrinken.

That would be lovely, sagte er.

In einem Pub im Berliner Westend verloren wir kein Wort über den Siegeszug des Haferschleims, dem er sich in seinem Roman widmete. Er erzählte stattdessen, dass er vor seiner Zeit als Bauer länger in Spanien gelebt hatte. Er unterrichtete dort Englisch und hatte sogar eine Freundin gefunden, drei Jahre älter, bernsteinfarbene Augen, diese Dinge. Er widmete sich den Fakten genauso behutsam wie einigen wenigen Details, schönen Details, und er erzählte mit einer Ruhe, die mich faszinierte, weil sie

selten geworden war. Er schaute kein einziges Mal auf sein Telefon.

Eines Tages, so berichtete er weiter, habe ihn solches Heimweh gepackt, dass er wusste, er müsse so schnell wie möglich zurück nach Schottland. Er griff nach seinem Glas und ließ den Whisky darin kreisen, dann beschrieb er den Moment, als er in Edinburgh landete, noch im Flieger seine schottische SIM-Karte einlegte, um auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt all seinen Freunden zu schreiben, die sich keine zwei Stunden später im Haus seines Vaters zusammenfanden und schon bald das mitgebrachte Bier im Flur stehen lassen mussten, weil in der Küche kein Platz mehr war. Er grinste vor sich hin, sah mir dann irritierend lange in die Augen und sagte, am nächsten Morgen habe er den Kater seines Lebens gehabt – but, my God, I was home again!

Menschen, die so sicher wussten, wo ihr Platz auf dieser Welt war, hatte ich immer beneidet. Meiner, so viel wusste ich, konnte nicht in diesem Flugzeug nach Griechenland sein. Wir waren bald zwei Stunden in der Luft, als der Mann in meiner Reihe von seinem Fensterplatz aufstand, um, wie ich zunächst glaubte, zur Toilette zu gehen. Er ging aber nicht zur Toilette, sondern stellte sich mit dem Rücken zur Tür davor und sah munter in die Reihen der Passagiere. Wir, seine Frau und ich, konnten das nicht übersehen, denn wir saßen in der zweiten Reihe mit direktem Blick auf die feixenden Stewards und die beiden WCs. Mir war es vollkommen gleich, was der Mann tat oder nicht, es war ja sein gutes Recht, nach dem langen Sitzen auch mal einen Moment zu ste-

hen, aber seine Frau wurde immer unruhiger in ihrem Sitz neben mir. Während sie versuchte, ihren Mann mit Gesten zurückzuwinken, schüttelte der nur langsam seinen Kopf und richtete den Blick wieder auf die Leute hinter uns. Je länger er da so stand und sich selbst genügte, desto wilder wurden die Gesten der Frau. Dazu verfiel sie nun auch noch in eine Art lautes Flüstern, formte ständig Befehle mit ihrem Mund, ohne wirklich zu sprechen, wobei ihr manchmal so ein komisches Zischen entwischte. Ich fand das alles unerträglich, aber irgendwie auch lustig. Es kam mir vor, als hätte der Mann nach Jahren, vielleicht sogar Jahrzehnten endlich eine Möglichkeit gefunden, seinen eigenen Standpunkt zu behaupten, und je länger er da stand, desto mutiger fand ich ihn. Sobald die beiden alleine waren, würde ihn ein gewaltiges Gewitter erwarten, die Reaktion seiner Frau ließ keinen anderen Schluss zu. Sie konnte einfach nicht begreifen, dass ihr Mann ein paar Minuten stehend in diesem Flugzeug verbringen wollte, statt neben ihr zu sitzen.

Vielleicht war aber auch alles, wie so oft, ganz anders.

Wenigstens lenkte mich ihr peinliches Schauspiel ein wenig ab, bis wir bald darauf landeten. Aus den linken Fenstern konnte ich das Meer sehen und aus den rechten das Flughafengebäude. Darin drückten sich unzählige Menschen gegen die Scheiben, ganz dicht standen sie davor, ich meinte fast, ihre platten Nasen zählen zu können. Das alles, um Flugzeugen beim Starten und beim Landen zuzusehen? Mit einem Versprechen an mich selbst stieg ich aus dem

Flieger: Dass ich alle künftigen Reisen mit der Bahn oder mit dem Schiff machen würde oder von mir aus auch mit dem Auto.

Die Tatsache, dass ich bereits für sieben Tage später einen Rückflug hatte, blendete ich aus.